

AGENDA

23. November, Hannover
Liberalismus und Zivilcourage. 175 Jahre Göttinger Sieben. Mit Wolfgang Heuer, Norbert O. Eke u. a. *Archiv des Liberalismus*, Tel. (02261) 300 21 70.

26. - 27. November, Berlin
Erinnerungskultur in der Migrationsgesellschaft. Umgang mit Vielfalt in der Migrationsgesellschaft. Mit Lena Inowlocki, Astrid Messerschmidt u. a. *Stiftung Erinnerung, Verantwortung, Zukunft*, Tel. (030) 25 92 97 84.

26. - 28. November, Potsdam
William James und die Religionsphilosophie. Drei Vorträge von Hans Joas. *William James Center*, Tel. (0331) 977 1325.

27. November, Greifswald
Globale Umweltpolitik – post Rio 20+. Vortrag von Udo E. Simonis. *Alfried Krupp Wissenschaftskolleg*, Tel. (03834) 86 19001.

29. November, Potsdam
Presidentialism and Emergency Government since 9/11. From Bush to Obama. Vortrag von William E. Scheuermann. *Einstein Forum*, Tel. (0331) 271 78 - 0.

29. November, Frankfurt a. M.
Control. Selbstbestimmung in einer überwachten Welt? Mit Josef Foschepoth, Thorsten Holz u. a. *Museum für Kommunikation*, Tel. (069) 60 60 0.

29. November - 1. Dezember, Weimar
„Sollbruchstelle“. Medien und Geschichten kontrollierter Ver/un/sicherungen. Mit Jörg Potthast, Sarah Sander u. a. *Bauhaus-Universität*, Tel. (03643) 58 39 10.

29. November - 1. Dezember, Wien
„Als der Holocaust noch keinen Namen hatte ...“ Zur frühen Aufarbeitung des NS-Massenmordes an Jüdinnen und Juden. Mit Hasia Diner, Heidemarie Uhl u. a. *Wiener Wiesenthal Institut*, Tel. (0043) 1 890 15 14.

29. November - 1. Dezember, Berlin
Childhood, Youth, and Emotions in Modern History. Mit Ute Frevert, Susan Miller u. a. *Max-Planck-Institut für Bildungsforschung*, Tel. (030) 82 406 - 0.

29. November - 1. Dezember, Wien
Wissenschaftsphilosophie im Neukantianismus. Mit Massimo Ferrari u. a. *Universität*, Tel. (0043) 1 4277 464 96.

Georg-Dehio-Preis geht an Peter Demetz

Der Georg-Dehio-Buchpreis 2012 des Deutschen Kulturforums östliches Europa geht an den Literaturwissenschaftler und Schriftsteller Peter Demetz, der für sein Gesamtwerk geehrt wird. Den Ehrenpreis erhalten die Schriftstellerin Radka Denemarková und die Übersetzerin Eva Profousová für das Buch „Ein herrlicher Flecken Erde“. Die Auszeichnungen werden am 29. November in Berlin verliehen. Der Hauptpreis ist mit 7000, der Ehrenpreis mit 3000 Euro dotiert. EPD

KURZKRITIK

Spiegelkabinett

Olivia Kleinknecht über das Gedächtnis der Dinge

Nicht erst der Manufactory-Katalog brachte sie uns zurück, die guten Dinge. Schon seit Fernand Braudel ist die Vorstellung einer „materiellen Kultur“ diskursfähig. Die physischen Dinge und die Objektwelt war von einer präpotenten Ideen- und Geistesgeschichte lange nur stiefmütterlich behandelt worden – vielleicht aus der nicht unbegründeten Angst heraus, die tückischen Dinge wüssten subversiv den hehren platonischen Ideen ein Schnippchen zu schlagen. Totzukunft waren sie ohnehin nie, in der Literatur und Kunst, in Film und Fotografie, in der Waren- und Seelenwelt, unsere geliebten Fettsche alle.

Man musste es den Dingen nicht erst sagen, dass sie über ein Gedächtnis verfügen, welches sie durch unzertrennliche Fäden mit den Menschen verbindet – sie wussten es selbst und ließen uns ihre Macht spüren. Um sich mit ihnen kurzuschließen, dazu braucht man sich nur in sie zu versenken. Und was es mit dem sechsten, gar mit dem „siebten“ Sinn auf sich hat, darüber klärt uns längst die moderne Hirnforschung auf. Zuletzt hat sie mit der Entdeckung der Spiegelneuronen den Schlüssel gefunden zur Erklärung von Empathie, Telepathie und anderen Mysterien, die sich zwischen den Menschen und zwischen Menschen und Dingen abspielen. Tischerücken und Poltergeister befragen muss also gar nicht mehr sein. Mit ihrem Versuch, das Gedächtnis der Dinge und die den Dingen darüber innewohnende Macht beinahe enzyklopädisch zu erfassen, hat sich die Autorin Olivia Kleinknecht viel vorgenommen. Zur Erklärung allerhand seltsamer Phänomene rekurriert sie vorzugsweise auf die Erkenntnisse der modernen Quantenphysik und betreibt Fechtübungen in den Spiegelkabinetten der Raum- und Zeitlosigkeit.

VOLKER BREIDECKER

Olivia Kleinknecht: Das Gedächtnis von Gegenständen oder die Macht der Dinge. Königshausen & Neumann, Würzburg 2012. 760 Seiten, 49,80 Euro.



Heilige? Politische Aktivistin? Idealistin? Sophie Scholls Rolle wurde vielfältig gedeutet. Dieses Porträt stammt vom Beginn der Vierzigerjahre, es ist in Christine Hikels brillanter Studie abgelichtet.

FOTO: INSTITUT FÜR ZEITGESCHICHTE, MÜNCHEN, BILDARCHIV

Die Rosenhüterin

Inge Scholl hatte nur eine Rolle: Schwester von Widerstandskämpfern. Nun schreibt eine Historikerin über sie – nur über sie

VON RUDOLF NEUMAIER

Geschichten sind nur so lange exklusiv, bis sie einmal erzählt sind. Und Heldengeschichten sind auf dem Markt, sobald sie sich ereignen haben. Also musste die arme Inge zusehen, wie ihr ein Exil-Schriftsteller gleich nach dem Krieg die Story klaute. Ihre, ihre, ihre Story. Die Geschichte ihrer Geschwister Hans und Sophie Scholl. Die Geschichte, die später Kinos füllen sollte, zuletzt vor sieben Jahren, in dieser wohlwollend rebellischen Wirsind-Helden-Zeit, in die sich das Heldindendrama „Sophie Scholl“ mit der Protagonistin Julia Jentsch so fein fügte. Das war einmal Inges Geschichte, jedenfalls fühlte sich die Schwester von Sophie und Hans Scholl dieser Geschichte verpflichtet – weil sie sie am besten kannte. Doch auf Geschichte gibt es keine Exklusivrechte.

Inge Scholl, Jahrgang 1917, war ihr Leben lang die Schwester. Sie arrangierte sich bestens mit dieser Rolle. Sie war mit ihnen in Ulm aufgewachsen, sie hatte sie in München besucht, wo sie studierten, mit Flugblättern gegen Hitler kämpften und deswegen enthaftet wurden. Und danach war sie Nachlass-Sammlerin, Erinnerungsverwalterin und vor allem: Herrin über die Interpretation. Wie vielen Zeitzeugen des Dritten Reiches fiel es ihr schwer,



Monopol auf Erinnerung: Inge Aicher-Scholl im Jahr 1987.

FOTO: DPA

jüngeren Generationen eigene Sichtweisen auf und Erkenntnisse über die NS-Geschichte zuzugestehen. Wer kennt nicht die Gegenwehrfrage „Wie wollt ihr das beurteilen, ihr habt es ja nicht erlebt“? So plump drückte sich Inge Scholl nicht aus, sie war geschickt und hatte in ihrem Ehemann, dem Grafiker Otl Aicher, einen versierten Begleiter auf dem öffentlichen Parkett. Historiker aber schätzte sie gering: Im Jahr 1984 schrieb sie in ihr Tagebuch,

Sie verachtete Historiker: Da kommt nur „Stuß“ heraus

Geschichtsschreibung halte sie für ein „Zusammenschustern“ von Gestapo-Protokollen und Aussagen von Zeitzeugen – heraus komme nur „Stuß“. Und sie verachtete „Geschichtsschreibung, die wie eine fröhliche Strafenwalze unwegsame Trampelpfade, Spuren, die als Spuren belassen bleiben sollten, fröhlich plattfährt, sodaß jedermann auf dieser Straße losmarschieren kann“.

Das Verdikt hat die Historikerin Christine Hikel offensichtlich zu einer sensiblen und dennoch bestechend nüchternen Studie angespornt. Sie machte Inge Scholl zum Gegenstand ihrer Arbeit. Hikels brillante Bielefelder Dissertation, die das Institut für Zeitgeschichte in der Reihe „Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte“ nun herausgibt, stellt wesentlich mehr da als eine historische Biografie: Das Buch macht den bundesrepublikanischen Zeitgeist zwischen 1945 und den Achtzigern transparent, der sich in der kollektiven Erinnerung an die Weiße Rose spiegelte. Von Anfang an beanspruchte Inge Scholl die Prerogative für sich. Die Angehörigen der anderen Weiße-Rose-Mitglieder konnten sich schon deswegen kaum behaupten, weil Hans und Sophie Scholl schon von den Nazis zu Hauptakteuren der Widerstandskaktionen erklärt worden waren.

Also lief die Erinnerung bei Inge Scholl zusammen – und ging von ihr aus. Noch während des Krieges und in den ersten Monaten danach betrachtete sie ihre ermordeten Geschwister als Heilige, ihren Mut führte sie auf den Glauben zurück. Inge Scholl war zu dieser Zeit sehr religiös. Mit christlichen Motiven konnte die deutsche Nachkriegsgesellschaft nicht viel anfangen. Sie brauchte eine andere Erklärung für das, was sie gerade erlebt und vor allem mitgemacht, mitverantwortet hatte. Die Deut-

schen sahen sich als Opfer eines Regimes, und die Weiße Rose zeigte, dass Widerstand eine moralische Mission war, die zwangsläufig mit dem Tod endete. „Widerstand war kein Vorwurf an diejenigen, die geschwiegen hatten“, schreibt Hikel, „sondern eine Bestätigung dieser Verhaltensweise als der klügeren.“ Inge Scholl rückte ins Zentrum der Erinnerungspolitik.

Allein der Exil-Schriftsteller Alfred Neumann, der die Weiße-Rose-Story in seinem Roman „Es waren ihrer sechs“ verbriet, düpierte sie. Der Roman erschien in Deutschland 1947, und Inge Scholls Kampagne gegen Neumanns Buch scheiterte. Es dauerte bis 1952 – bis sie es mit ihrem eigenen Werk „Die Weiße Rose“ aus den Regalen der Buchhändler verdrängte.

Fortan wurde der Widerstand gegen die Nazis als eine bürgerliche Angelegenheit gedeutet, im Wettbewerb der BRD gegen die DDR war die Weiße Rose ein kultureller Trumpf. Hikel hat in ihrer akribisch recherchierten Arbeit Schulaufsätze aus den



Christine Hikel: Sophies Schwester. Inge Scholl und die Weiße Rose. Oldenbourg Verlag, München 2012. 278 Seiten, 29,80 Euro.

Fünffzigern gefunden, die belegen, wie Inge Scholls Buch die Volkserinnerung prägten. In den Sechzigern entglitt ihr das Gedankmonopol. Sie dosierte, was sie an Material aus ihrem Archiv preisgab. Doch die Geschichtsdeuter holten sich andere Quellen. Eine gewisse Ulrike Meinhof stufte die Weiße Rose von der Widerstands- zur Protestgruppe herab, den 68ern galten die Geschwister Scholl als unpolitische, lediglich idealistische Schwärmer.

Lange redete keiner mehr über sie, bis Michael Verhoeven 1982 den ersten großen Film drehte. Inge Scholl hatte Einwände, ließ ihn aber gewähren. Das Heldenepos mit Julia Jentsch erlebte sie nicht mehr. Als sie im 1998 starb, war das erste Attribut, das in den Überschriften der Nachrufe stand: die große Schwester von Hans und Sophie.

Das grinsende Krokodil

Clemens J. Setz mischt das Münchner Literaturfest auf

Der junge österreichische Schriftsteller Clemens J. Setz stellte sich in München so vor: Er sei ein Hochstapler der Literatur, der nur darauf warte, überführt zu werden, und er komme aus Graz, das dort liege, wo der Krokodilskopf Österreich sein Lachgrübchen habe – „wo es also zu grinsen aufhört“. Im Übrigen reise er ungern und sei eigentlich immer nur allein in seinem Zimmer. Aber manchmal verlässt er das Zimmer eben schon, und dann möchte man mit diesem hochkoketten Clemens J. Setz eigentlich nicht zusammen auf einem Podium sitzen. Nicht nur, weil er in seinem Zimmer mehr herausgefunden hat als mancher Weltreisende, sondern auch, weil er mit schrägem Humor und funkelnder Intelligenz alle anderen in die Tasche steckt, in die Krokotasche sozusagen.

Am Ende der Auftaktveranstaltung der vierteiligen Diskussionsreihe „Klartext“ beim Münchner Literaturfest hatte er die geschichte und nicht unwitzige Schriftstellerkollegin Felicitas Hoppe aus dem Feld geschlagen und musste gleich zwei verzagte Professoren der LMU wieder aufrichten. Als Reaktion auf Setz' Ausführungen hatten sie sich selbst und ihre Wissenschaften als langweilig abqualifiziert.

Bei so viel Intelligenz und Witz wurden die anderen kleinlaut

Also kann man nicht umhin, statt eines Berichts über die Debatte zum wolkigen Thema „Abenteuer, Alltag, Jenseits“ eine kleine Hommage an Clemens J. Setz zu schreiben. Als der Religionswissenschaftlers Horst Junginger die Begriffe Transzendenz und „postmortale Existenz“ auseinander feselte, konterte Setz gleich mal mit Bibi Blocksberg. Im Wikipedia-Eintrag zur Kinderhörspielserie bleibe einem das Herz stehen, wenn man erfahre, dass Bibis Bruder an die Nordsee reist und nie wieder auftaucht. Man müsse das als Totengedicht lesen – „Nicht gedacht soll seiner werden“, heiße es bei Heinrich Heine. Er habe jedoch die Story von der Nordsee als Totenreich nie recht geglaubt – „bei dem Verschwinden spielte sicher irgendein Keller eine Rolle“. Im Übrigen gebe es in Indien 19 000 lebende Tote, allesamt Mitglieder eines Vereins für Menschen, die fälschlich für tot erklärt wurden – ein beliebter Trick von Erbschleichern. Es sei aber in der bestechlich-

chen Bürokratie Indiens gar nicht so einfach, Amtstote wieder zum Leben zu erwecken. „Es gibt ganze Dörfer, in denen mehr Tote leben als Lebende.“

Damit war die Runde schon einigermaßen überfordert, und der moderierende Germanist Oliver Jahraus hatte Mühe, das Gespräch wieder ins Gleis zu bringen. Plötzlich aber platzte Junginger damit heraus, Wissenschaft sei öde, weil phantasielos, und auch Jahraus gab zu, er interessiere sich nicht für seinen Berufs-Alltag. Setz war geschockt, auch Forscher seien doch Erfinder. Als studierter Mathematiker könne er berichten, dass sein eigenes Fach ein wahres Bestiarium sei und ständig Monster hervorbringe wie etwa das Riemann-Integral. Und was seien die Mandelbrod-Fraktale oder die Benzolringe, die dem Chemiker August Kekulé erstmals im Traum erschienen, denn anderes als poetische Begriffe. Die Sprache sei, mit einem Terminus des Biologen Sheldrake, ein „morphisches Feld“, in das alles Neue eingehe und sofort geteilt werde. Er selbst habe sich einmal den ausgefallenen Buchtitel „Die wahren Abenteuer des Halleyschen Kometen“ ausgedacht, um festzustellen, es gab diesen Titel schon auf Englisch, die Welt sei also erfinderischer als angenommen.

Für einen katholisch getauften Schriftsteller, so Setz, beginne das Geschichtenerfinden mit der ersten Beichte, der Beichtnot des Kindes, das ja noch gar nicht gesündigt habe. Also habe er damals eine Sünde erfunden und behauptet, jemanden mit einer Blume geschlagen zu haben. Einerseits sei das völlig absurd, andererseits könne man argumentieren, dass es besonders demütigend sei, einen Menschen für so schwach zu halten, dass man ihn mit einer Blume schlage. Weil er mit dieser Geschichte durchkam, habe er erstmals den Rückenwind des Erzählens gespürt.

Und die Runde spürte ihn auch. Denn bei so viel Entgrenzung fühlte sich Junginger dann doch besser aufgehoben in seinem überschaubaren Fach. Und auch Jahraus fasste wieder Vertrauen zu seiner Disziplin. Als er sagte, als Germanist sei er für die Kanonbildung zuständig, erschrak der Religionswissenschaftler: Dann sei der Kollege ja Herr über Leben und Tod. Und Clemens J. Setz grinste zufrieden wie ein Nil-Krokodil, das gerade zwei Missionare verschlungen hat. CHRISTOPHER SCHMIDT

Der Ton macht die Musik

Ein Notenschlüsselroman von Gabriel Josipovici

Menschen, die unentwegt reden, gehen ein in der Regel bald auf die Nerven. Dieser eine aber wächst uns, je redseliger er wird, umso inniger ans Herz. Massimo war Kammerdiener bei einem reichen, berühmten Herrn, und nun ist er in einen herrlichen Redefluss geraten, der wild rauschend Zeiten, Orte und Themen verbindet. Von Zwischenfragen weniger unterbrochen als befeuert, erzählt Massimo von den Jahren, die er in Diensten des aristokratischen Mannes stand, und von dessen immer merkwürdigen, oft komischen, manchmal schockierenden Ansichten.

„Mr. Pavone“ war ein sizilianischer Adelliger von hohem, schlankem Wuchs, ausgestattet mit einer Adlernase und einer aparten Sammlung von Spleens, zu denen gehörte, dass er Krawatten sammelte, Hunderte, Tausende, und seine Anzüge zum Reinigen nach London schickte, weil man einzig dort davon wirklich etwas versteht. Natürlich war Mr. Pavone ein Genie und gab sein Leben dafür, seine genialen Anlagen zu entfallen.

Er hatte nur zwei Leidenschaften, die Frauen und die Musik. Erstere besaßen das Talent, ihn reicher zu machen, selbst wenn er mit ihnen unglücklich wurde; die andere, gewissermaßen jenseits von Glück und Unglück, war für ihn nicht nur das irdische Leben, sondern auch die Ewigkeit. Jeden Tag brachte er damit zu, nach dem „Herz des Klangs“ zu suchen, eine seiner, für Klavier, besteht aus 666 Tönen, freilich nur aus der immer gleichen Note. „Wird eine Note sechshundertsechsdsechzigmal gespielt, ist sie verwandelt. Die Welt ist da, um verwandelt zu werden. Der Mensch ist da, um verwandelt zu werden.“

Massimo erzählt einem unbekanntem Zuhörer, in dem wir den Verfasser des Buches vermuten dürfen, von Mr. Pavone, als treuer Chronist, aber doch auf seine eigene Weise. Wie in einer Komposition sind folglich stets zwei Stimmen zu hören, die des längst verstorbenen Pavone und jene von Massimo, der die ab- und ausschweifenden Reden, mit denen ihn der Komponist einst traktierte, wiederzugeben versucht. Mancher Witz schlägt aus der Tatsache, dass Massimo nicht alles, was ihm der in seiner eigenen Gedankenwelt befangene Pavone erzählte, auch richtig verstanden hat, und wenn er sich an die Leute erinnert, die seinen Meister besuchten, dann ahnen wir, dass es sich etwa bei dem rätselhaften Monsieur Bulise wohl um den französischen Komponisten und Dirigenten Paul Boulez gehandelt haben muss.

Der 1940 geborene englische Autor Gabriel Josipovici hat eine so amüsante wie tief sinnige Erzählung geschrieben. Man braucht über keine exquisiten Kenntnisse der zeitgenössischen Musik zu verfügen, um sich mit dieser Tirade bestens zu unterhalten. Immerhin hat Mr. Pavone seinem Massimo von allem erzählt, was ihm durch seinen gebildeten, freilich auch etwas verbildeten Kopf ging, egal ob es sich um seine Frau handelte – „sie war schön, aber eine Schlampe“ – oder um die Politik: „In Ita-

lien sehnt man jedenfalls immer noch einen starken Mann herbei, einen Mann mit Entschlusskraft. Wir sind noch nicht zu Ende damit. Reise ich nach Ungarn und Rumänien, höre ich die Leute sagen, wie abscheulich die Zigeuner sind. Reise ich nach Belgrad, höre ich vom Gestank, den die Türken und Bosnier hinterlassen haben. Reise ich nach Polen, höre ich von der Heimtücke der Juden. Es nimmt kein Ende, Massimo. Kein Ende. Der beste Ort ist immer noch das Arbeitszimmer ...“

Auf einer zweiten Ebene entfaltet der Text einen zusätzlichen Reiz für diejenigen, die in dem elitären, doch warmherzigen Mr. Pavone die intellektuellen und künstlerischen Umrisse Giacinto Scelsis zu erkennen vermögen, jenes 1988 gestorbenen Komponisten, der seinen eigenen, unverwechselbaren Weg durch die Moderne genommen, den „sphärischen Klang“ angestrebt und zumal für das Klavier singuläre Werke verfasst hat. Zu den Künstlern, die in den letzten Jahren Giacinto Scelsis Klavierwerk bekannt zu machen versuchten, zählt Markus Hinterhäuser, der als Pianist wie Intendant – zeitweise auch bei den Salzburger Festspielen – gleichermaßen entdeckungsfreudig ist. Hinterhäuser war es auch, der auf diese englische Preziosie über einen italienischen Komponisten gestoßen ist und sie jetzt in ein geradezu luftiges Deutsch übersetzt hat.

„Die Welt ist da, um verwandelt zu werden“, sagt Mr. Pavone

Scelsi, lebenslang Außenseiter des Musikbetriebs, hegte gegen viele Vertreter der modernen Musik seine Ressentiments, von Hindemith zu Ligeti, von John Cage („er hatte eine gewisse Ahnung vom Buddhismus, sie war jedoch auf verhängnisvolle Weise durch amerikanisches New-Age-Getue verseucht“) bis zu Boulez werden sie alle an die Rampe gerufen und kurz abgefertigt. Einzig für Bartók und Kurtág konnte sich Pavone alias Scelsi erwärmen: „Wenn die Geschichte der Musik unserer Zeit geschrieben sein wird, werden Kurtág und ich als Schlüsselfiguren aus ihr hervorgehen, er auf Grund seiner Bescheidenheit und ich auf Grund meiner Kühnheit.“

Kühn sind jedenfalls nicht nur die Kompositionen Scelsis, der mit der einzelnen Note, dem Klang experimentierte und sich zu diesem Zwecke auch mit nepalesischer und afrikanischer Musik beschäftigte. Kühn ist auch dieses kurzweilige, mit leichter Hand geschriebene Buch, das doch zugleich als Hommage an einen der schwierigsten Komponisten angelegt ist, nebenhin das Psychogramm einer Beziehung von Herr und Diener bietet – und dabei durch Intelligenz und Charme überzeugt.

KARL-MARKUS GAUSS

Gabriel Josipovici: Unendlichkeit. Die Geschichte eines Augenblicks. Roman. Aus dem Englischen von Markus Hinterhäuser. Jung und Jung Verlag, Salzburg 2012. 174 Seiten, 20 Euro.